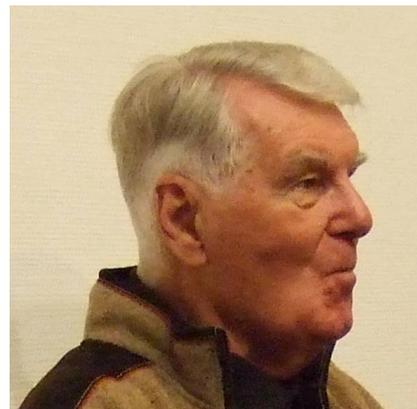


Adalbert Brunner zu seinem 85. Geburtstag

VON DAMALS AUS GESEHEN

Liebe Freunde!

Erlaubt mir heute diese Anrede, sie drückt mehr Herzlichkeit aus als das sonst bei uns übliche "Genossen". Ich schätze es nicht weniger hoch, aber es bewirkt, dass mich gelegentlich mein erlernter Beruf als Lehrer der deutschen Sprache einholt, indem es mich erinnert, dass "genießen" im Wortstamm verwandt ist mit "Nutzen". Wir sprechen uns also an als Nutznießer unseres Zusammenstehens im Solidarsystem - wahrlich ein edler Zweck, aber eben nur ein Zweck. "Freund" aber ist wortverwandt mit Freude und froh, es ist ja von Alters her ein Partizip von freuen, Freund ist der "freuende", sich erfreuend oder Freude bereitend. Das hat mit persönlicher Zuneigung zu tun, man mag sich - über das gemeinsame Anliegen hinaus, dieses Plus an Gefühl meine ich. Deshalb bedanke ich mich vor allem beim Ortsverein, dass ich wieder mit Freunden meinen Geburtstag feiern darf. Natürlich schließe ich damit ein den Dank für all Eure guten Wünsche; wenn sie wirken, kann ich hier und jetzt gleich für den 20. September 2011 einladen. Es ist heute, seit 1981, das sechste Mal, dass ich zu meinem runden oder halbrunden Geburtstag einladen durfte. Es war meine Absicht, den Aktiven ein paar Stunden des privaten Kontaktes zu bieten, für heute habe ich darum gebeten, im Rahmen einer Ortsvereinsversammlung referieren zu dürfen. Vielleicht kann ich jetzt, wo mein Kopf noch halbwegs klar ist, ein paar Erinnerungen beisteuern, die im Sinn unserer gemeinsamen Sache aufzeigen, ob - und dass - Jahrzehnte langes Mühen, eigenes und das anderer vor uns, gelohnt hat. Ich will so gut es geht vermeiden, mich auf die so genannte Weisheit des Alters zu berufen, die oft nur Besserwisserie ist, vielmehr möchte ich an ein paar Beispielen zeigen, wo wir einmal waren und wo wir heute stehen. Wo es passt, halte ich mich an Erinnerungen, die mit Pasing zu tun haben. Den Text habe ich mir, ganz gegen meine sonstige Gewohnheit, aufgeschrieben, weil ich sonst in der Fülle der Erinnerungen bis nach Mitternacht plaudern würde.



1. Görlitz

Zufällig am Tag meiner Geburt, am 20. September 1921, endete in Görlitz ein SPD-Parteitag auf dem ein neues Programm beschlossen wurde. Es verließ die streng marxistische Richtung des Erfurter Programmes von 1891 und definierte, den Ideen Eduard Bernsteins folgend, die SPD als "Kampfgemeinschaft für Demokratie und Sozialismus". Dieses Bekenntnis zur Demokratie in der Republik war neu, war es doch noch keine drei Jahre her, dass man Kaiser und Könige aus dem Land gejagt hatte, im Heer und in der Beamtenschaft war die Sehnsucht nach der Monarchie noch höchst lebendig. So war es sicherlich nicht allen, die dafür stimmten, klar (vielleicht ausgenommen die fünf Gegenstimmen), dass von nun an, da die neuen Spielregeln der parlamentarischen Demokratie in der Republik gelten werden, der Sozialismus seine revolutionäre Attitüde verlieren und die SPD zu einer breiten Volkspartei sich wandeln sollte linke Mitte und parlamentarische Arbeit statt proletarischer Revolution. Es bedurfte noch des Godesberger Programmes von 1959, um diese Neuorientierung zu verdeutlichen und weder Willy Brandt noch Helmut Schmidt oder Gerhard Schröder konnten jemals ganz sicher sein, dass nicht mancher Genosse lieber die Fäuste hätte sprechen lassen, statt sie geballt in der Hosentasche zu halten. Immerhin, am 20. September 1921 wurde der Weg frei gemacht für "Große" Koalitionen, d.h. Koalitionen mit den "Bürgerlichen". Man wagte sie mit der Deutschen Volkspartei (DVP), obwohl Eduard Bernstein von ihr sagte, sie sei früher "die eigentliche Partei der Bourgeoisie" gewesen, "die Partei der Hochfinanz, der Industrie und der Intelligenz". "Diese Partei muß vor den Karren der Republik gespannt werden. Das allein sichert und festigt den

inneren Frieden Deutschlands". Es ging um das noch zarte Pflänzchen der Demokratie als Staatsform. Mit fortentwickelter Zielsetzung muß dieses "vor den Karren der Republik spannen" nach wie vor gelten. Mag auch Herr Merz, Hochfinanzfachmann der CDU klagen: "So viel Sozialdemokratie war noch nie" und der Beinahe-Superminister Stoiber das "S" im Namen seiner Partei betonen, so war es auch vor 85 Jahren schon die SPD, die mit Erfolg den Staat auf die Sozialpflichtigkeit festlegt.

Aber der Spagat wird nicht leichter: Der auf das Wohlergehen aller bedachte Sozialismus braucht den starken Staat und kommt leicht in Versuchung, die Freiheit zu verletzen, während andererseits im "liberalen" Rechtsstaat und seiner Marktwirtschaft die große Überzahl der Bürger in Gefahr ist, im freien Spiel der Kräfte, das die Mächte der freien Wirtschaft treiben, ewig der Verlierer zu sein. Unzweifelhaft gehört zu der ersehnten Freiheitlichkeit der Markt. Das Scheitern des Sowjetstaates hat auch dem letzten Unbelehrbaren zeigen können, dass für eine zentrale Verwaltungswirtschaft die Organisationskraft des menschlichen Gehirns nicht ausreicht und auch, dass der Mensch nicht in dem Maße umerziehbar ist, wie Lenin sich das erträumt hatte, sondern frei und auch egoistisch sein will. Aber wir halten auch in Erinnerung, dass der Begriff "Soziale Marktwirtschaft" von einem CDU-Wirtschaftsminister, Ludwig Erhard, eingeführt wurde und dass diese CDU in ihrem Ahlener Programm 1947 dem Kapitalismus bestätigte, gescheitert zu sein und an seine Stelle ein "christlicher Sozialismus" treten solle. Erinnern wir jene, die uns heute mit einer Wertediskussion drohen wollen, auch daran, dass der Heilige Martin nicht nur für Gänseschlachten und Lichterumzüge steht, sondern vor allem fürs Teilen. Er hat seinen großen Mantel halbiert. Es ist ein moralischer Wert, ein großes Einkommen durch entsprechende Steuersätze mit der Allgemeinheit zu teilen und es ist ein Unwert, anders gesagt: Es ist minderwertig, ganze Rudel von Steuerfachleuten nach Gesetzeslücken für Steuertricksereien oder nach Möglichkeiten suchen zu lassen, wie der Familienbetrieb Erbschaftsteuer sparend ins Ausland verlagert werden kann. Mit solch "ehrenwerten" Kaufleuten möge der Koalitionspartner die Wertediskussion führen und dabei das Grundgesetz nicht vergessen, wo es heißt: Eigentum verpflichtet.

2. Die Apotheke

Dass ich als Bürger der damals noch selbständigen Stadt Pasing geboren wurde, kam dadurch zustande, dass mein Vater als junger Lehrer nach dem Ende des Krieges an die Lehrerbildungsanstalt in Pasing berufen wurde. Als ich mich 1921 anmeldete, zogen die Eltern von der August-Exter-Straße in eine größere Wohnung am Pasinger Kirchplatz um. Das bestimmende Element unseres Wohnhauses war die Apotheke. Mit der Familie Hofmann hatten meine Eltern guten Kontakt, und der Sohn, der Hofmann-Heini war zehn Jahre und zehn Tage älter als ich (wie mir mein Vater oftmals erklärte) und für mich eine absolute Respektsperson. In der Apotheke sah es so aus, wie man sich seit Spitzwegs Zeiten eine Apotheke vorstellt: rundum dunkelbraune Stellagen und diese bis zur Decke hinauf vollgestellt mit weißen, urnenförmigen Porzellanbehältern, daneben unzählige Flaschen mit verschiedenfarbigen Flüssigkeiten, in den unteren Etagen Schubladen und Kästchen, und aus all dem mixte der Herr Apotheker Hofmann Pillen, Säfte, Tropfen, Pülverchen, die dann von seinen Helferinnen in braune Fläschchen gefüllt, in Schächtelchen gezählt oder in kleine Briefchen eingepackt wurden. Das Spottwort "Pillendreher" hatte schon seine Berechtigung, und wohl auch das andere, mit dem man einen Handelsmann, dessen Preise man für überhöht hielt, einen Apotheker nannte. In Wahrheit aber hatte der Herr Apotheker Hofmann viel zu tun, denn außer Jod und Heftpflaster hatte er wohl kaum fertig verpackte Medikamente auf Lager - doch: an "Hofmannstropfen" erinnere ich mich, ich hielt sie selbstverständlich für ein Erzeugnis meiner Apotheke. Mir schien die Hauptbeschäftigung eines Apothekers darin zu bestehen, dass er immerzu auf der Staffelei bis an die Decke hinauf steigen durfte - was sie mir meist verwehrten. Ich war nämlich oft in der Apotheke zu Besuch, nicht nur, weil ich von der Staffelei herunter hüpfen wollte, vor allem auch, weil manches Mal jemand für mich in den bauchigen Glasbehälter mit den Bonbons griff.

Die Apotheke gibt es heute noch, und ein Blick hinein führt uns ohne Umschweif zu den Problemen der Gesundheitsreform. Im Telefonbuch finde ich in Pasing zehnmal so viele Apotheken wie damals, und in jeder Apotheke liegen geschätzt tausendmal so viele Medikamente bereit wie einst. Sicher ist deshalb der Pasinger Bürger heutzutage nicht tausendmal so gesund, aber dass das Durchschnittsalter von knapp 30 Jahren (so mein Kenntnisstand aus dem Heimatkundeunterricht 1930) heute fast dreimal so hoch ist, hängt damit zusammen. Wörter wie Scharlach, Keuchhusten, Kinderlähmung, Tuberkulose ("schwindsüchtig" war ein gängiges Schimpfwort) gehörten für einen Fünfjährigen zum Wortschatz des bedrohlichen Alltags. Da haben Impfstoffe und Antibiotika, Insulin und Cortisone, um nur ein paar zu nennen, Unglaubliches bewirkt, nicht zu vergessen ein Pharmaerzeugnis, das kein Heilmittel ist, aber die Gesellschaft mehr verändert hat als der ganze übrige Schatz der Apotheke: die "Pille". Der Fortschritt der Pharmazie ist unbeschreiblich. Gleiches muß man von der ärztlichen Versorgung sagen. Es scheint in Pasing laut Telefonbuch zehnmal so viele Ärzte zu geben wie damals, auffallend viele Fachärzte übrigens, die mit kaum zu überschauenden Laboruntersuchungen und Geräten, von Röntgen über Ultraschall bis zur Kernspintomographie, alles bereit halten (müssen), womit man jeglicher Krankheit auf die Spur kommen kann. Und ob der Vielfalt der Behandlungsmöglichkeiten gerät der Laie an die Grenzen des Verstehens. Nennen wir noch die Krankenhäuser! Deren Standard hat sich von den damals üblichen Krankensälen mit zwölf oder mehr Betten bis zur heutigen Struktur mit Intensiv- und Wachstationen, mit ihren Operationssälen und Nachsorgeeinrichtungen so gewandelt, dass ein Arzt von damals, ins Heute versetzt, sich kaum zurecht fände. Ich erwähne das, weil dieser Wandel nicht eine Ewigkeit dauerte, sondern innerhalb eines, meines Menschenlebens sich abspielte. All dieser Fortschritt, und das ist das Entscheidende, wenn man ihn beurteilen will, steht jedem im Lande zur Verfügung, auch jenen, deren Krankenkassenbeiträge das nicht abdecken oder die das nicht bezahlen können. So weit funktioniert die wunderbare Institution der Krankenkassen, jedenfalls sollte es so sein. Von da an aber wird's kompliziert. Denn der Fortschritt ist auch teuer, teurer als es vor Jahren geschätzt wurde, und die zahlenden Mitglieder werden weniger, während sie, je älter sie werden, umso mehr Kosten verursachen.

Um nur ein paar simple Beispiele anzuführen: Die Heilmittel liegen in der Apotheke in fertigen Packungen bereit, die Anzahl der Tabletten oder Tropfen, die sie beinhalten, stimmt in der Regel nicht mit dem Bedarf überein, der nicht verbrauchte Rest ist bezahlt und wandert in den Müll. Angeblich geht so etwa ein Drittel aller verkauften Medikamente verloren. Die Kosten aber tauchen in den Beiträgen zur Krankenkasse wieder auf. Abhilfe? Keine! Oder nimmt man diesen Missstand einfach hin in Dankbarkeit, dass die Pharmaindustrie weiter tüchtig forscht und immer bessere Medikamente zur Verfügung stellt - auch wenn es manchmal so scheint, als müsse die angebliche Verbesserung eher eine Preiserhöhung kaschieren. Oft könnten billigere Heilmittel verschrieben werden, aber es besuchen in Deutschland 18 000 "Pharmavertreter" die praktizierenden Ärzte und reden so lange und manchmal angeblich mit handfesten Argumenten für ihre Firma, bis der Arzt ein Einsehen hat. Auch der Patient möchte ja das neue Mittel haben, über das ihn Fernsehen und Zeitung informiert haben, selbst der Arzt, der sich auf Veröffentlichungen in seiner Fachzeitschrift verlässt, kann nicht sicher sein, ob eine positive Berichterstattung nicht etwa ein gut bezahltes Gefälligkeitsgutachten ist und ob vorhandene Gegenstimmen nicht veröffentlicht werden, weil die Industrie mit Entzug der Werbung droht. Drei Milliarden Euro soll die Pharmaindustrie in Deutschland jährlich für all diese Aktivitäten ausgeben. Auch sie tauchen unbemerkt in den Preisen der Medikamente wieder auf. Ein anderes Beispiel: Der Patient erwartet vom Arzt und vom Krankenhaus Untersuchungsgeräte vom neuesten Stand der Technik. Die Anschaffungskosten müssen eingespielt werden, die Geräte sollen also arbeiten so oft wie möglich. Nein, sagt die Kasse, so oft wie nötig. Der Arzt will sich zu Recht nicht etwa vorwerfen lassen, er hätte etwas unterlassen, und auch der Patient wünscht die bestmögliche Untersuchung. Bezahlen tut's ja die Kasse. Noch ein Beispiel: Um sparsamer wirtschaften zu können, nehmen sich Krankenhäuser, die von der Öffentlichen Hand betrieben werden, neuerdings die "freie" Wirtschaft zum Vorbild. So hat etwa München die Städtischen Krankenhäuser zu einer GmbH zusammengefasst, mit Vorstand und Aufsichtsrat und anderem, was neue Kosten verursacht. Vielleicht sind die Zeitungsberichte tendenziös, aber das Auffälligste, was man in den letzten Jahren von der neuen Struktur zu lesen

bekam, waren Vorwürfe wegen Unfähigkeit, Postenschacher und Vetterleswirtschaft. Ist es wirklich so schwer, für solche Leitungspositionen die richtigen Leute zu finden fähig und doch rechtschaffen? Der Vorteil läge allemal beim mündigen, wahlberechtigten Bürger, der dann nicht einflusslos privates Gewinnstreben mitfinanzieren müsste. Ich habe nicht den Eindruck, dass die SPD zu dieser neuen Mode der Privatisierungen schon die richtige Einstellung gefunden hat. Aber zur Gesundheitsreform ist sie auf dem richtigen Weg, wenn sie den notwendigen öffentlichen Zuschuss, den das System der Gesetzlichen Krankenkassen braucht, aus Steuermitteln zahlt. Aber Geduld wird ja man haben müssen, wenn sechs oder acht Interessenlager mitreden, von denen jedes gegen alle anderen ist. Und dass mit dem Kompromiss keiner zufrieden sein wird, ist selbstverständlich. Vergessen wir auch nicht, dass nur die Große Koalition die von der Verfassung her mögliche Blockade durch den Bundesrat umgehen kann. Das Gesundheitswesen darf schließlich nicht insolvent werden.

3. Der Kramerladen

Neben der Apotheke befand sich, getrennt durch den Hauseingang, der Kramerladen der Frau Reichert. Den Hauseingang hat man beim Wiederaufbau des bombenbeschädigten Nordflügels des Hauses auf die Rückseite verlegt, die Bäckerstraße 22 betritt man heute von der Retzerstraße aus. Der gewonnene Raum wurde wohl der Apotheke zugeschlagen. Bei der Frau Reichert konnte man fast alles kaufen, was ein normaler Haushalt so brauchte. Der Bedarf war allerdings um vieles geringer, der Lebenszuschnitt allgemein um vieles bescheidener als man heutzutage gewohnt ist. Zum Metzger ging man zum Marienplatz oder für Textilwaren zum Kopfmüller gegenüber, der war schon ein richtiges Kaufhaus, natürlich nicht zu vergleichen mit dem echten Kaufhaus Tietz am Hauptbahnhof in München - Hermann Tietz wurde unter Hitler "arisiert" und zu Hertie verstümmelt. Zu der kleinen Welt am Pasinger Marienplatz gehörte eine Auslage, in der ich ein kleines, mit Frack und Zylinder bekleidetes Männlein bewunderte, das, elektrisch betrieben, mit einem Stock an die Scheibe klopfte, um auf sich und die Auslage aufmerksam zu machen. Nur für die Milch musste man über die Landsberger Straße. Es war eine ruhige Gegend, ich durfte schon als Vierjähriger ohne Aufsicht auf dem Kirchplatz herum sausen, denn Autos fahren da kaum öfter als einmal am Vormittag und sie kamen rumpelnd, laut und staubend daher und waren nicht zu übersehen. So konnte mir meine Mutter, als sie grippekrank im Bett lag, wohl vertrauen, dass ich gefahrlos über die Landsberger Straße kam, um beim Bauern die kuhwarme Milch zu holen. Der Bauernhof stand da, wo sich heute der Supermarkt breit macht. Der Wechsel vom Bauern zum Supermarkt macht mich nachdenklich. Dort kann man auch heute seine Milch kaufen, sie ist halt nicht mehr vom Bauern, sondern vom "Müller" und abgerahmt auf drei Prozent und pasteurisiert und hygienisch verpackt. Man muß keine große Einkaufsrunde mehr gehen, weil es dort alles, fast alles unter einem Dach gibt, man muß nur hinfahren und einen Parkplatz finden. Die Kramerläden wie den von der Frau Reichert gibt es nicht mehr. Das muß man nicht als Nachteil sehen, denn praktisch ist es schon, gar wenn man ein paar Kilometer weiter fährt in den Großmarkt, wo wahrhaft alles angeboten wird, vom Salatöl bis zum Autoöl, von der Streichwurst bis zur Wandfarbe, vom Kochtopf und den Pampers bis zur Ferienreise in die Karibik, alles unter einem Dach. Als das Erfreulichste daran empfinde ich, dass dieses vielfältige Angebot seine Käufer findet, massenhaft, und dass alle, die da mit Kreditkarte zahlen, offensichtlich über ein gefülltes Bankkonto verfügen. Der bescheidene Lebenszuschnitt von einst liegt weit zurück, für die meisten jedenfalls. Statt der ungezählten Tante-Emma-Läden gibt es solche Riesengeschäfte mehrfach in München, die Werbung und auch die Preise gleichen sich, das Angebot kommt aus ganz wenigen Händen, und das sind nicht Hände einer Person, sondern Holding-Gesellschaften, in denen Großbanken das Sagen haben, es existiert in Wahrheit keine Konkurrenz, sie wird uns vorgegaukelt. Wem käme da nicht der alte Karl Marx in den Sinn mit seiner Theorie, dass das Kapital sich zu marktbeherrschenden Monopolen konzentrieren werde und dann die Preise diktiert! Wir wännen uns weit entfernt von solcher Theorie und erleben täglich Beispiele, die Marx's Voraussagen zu bestätigen scheinen. Da fusionieren große Firmen oder werden gar "feindlich übernommen", Münteferings "Heuschrecken" sind ein treffliches Bild. Die Konkurrenz zwischen den Unternehmen, die nach der klassischen Theorie vom Markt das Entstehen beherrschender Monopole verhindern soll, schwimmt. Bei den Energiekosten, beim Benzin

scheinen wir dem Preisdiktat schon sehr nahe zu sein. Bei Strom und Gas haben sich die Anbieter auf regionale Monopole verständigt. Wo Anbieter alternativ gewonnener Energie in den Markt drängen, blockiert man sie mit der Behauptung, das (den Monopolisten gehörende) Starkstromnetz sei nicht mehr aufnahmefähig. Stadtwerke, auf die der Bürger als Wähler Einfluss hätte, verlieren ihre Bedeutung, wenn das Gas von Russland und das Öl von Arabien gekauft werden muß. Wir haben zwar ein Gesetz, das Preisabsprachen verbietet, die Amerikaner haben es uns, damals noch als Besatzungsmacht, förmlich aufdrängen müssen, das Bundeskartellamt ist die zuständige Behörde, aber gegen weltweit agierende Finanzmächte hat es keine Macht. Es gibt aber noch viele andere Ebenen des Marktes, auf denen es wirken kann, um monopolähnliche Zusammenschlüsse zu verhindern. Es kommt jetzt darauf an, dass das Kartellamt wachsam ist und die verschiedenen Regulierungsbehörden sich durchsetzen, um überall da, wo wir im eigenen Herrschaftsbereich noch zuständig sind, ein Mindestmaß an Konkurrenz zu erhalten. Die Privatisierung von Stadtwerken ist dazu jedenfalls nicht der richtige Weg. Ich habe nicht den Eindruck, dass die andauernden Auseinandersetzungen der Regulierungsbehörden mit Konzernen von der Politik genügend Beachtung finden. Noch erhalten Behörden, die dem Bürger kaum bekannt sind, keinen deutlichen politischen Rückhalt. Es ist abzusehen, dass interessierte Gruppen der Wirtschaft versuchen werden, über die Politik Einfluss auf die personelle Besetzung dieser Behörden zu gewinnen. Dann wird die SPD gefordert sein, wohl auch auf der Ebene der Europäischen Union.

4- Ein Sack voll Geld

An den ersten Teil der Geschichte kann ich mich nicht selbst erinnern, er wurde mir aber später so oft erzählt, dass ich keinen Zweifel an der Richtigkeit habe. Ich sei aus den Tisch geklettert, habe an den Fransen des Lampenschirms gezogen, Bim-Bam gerufen und gesagt: 'Jetzt steh' ich so hoch wie der Dollar. Ich hatte täglich die Leute fragen gehört, wie hoch steht heute der Dollar, und was das Hoch-Stehen betraf, das kannte ich ja vom Apotheker Hofmann. Es war der Höhepunkt der Inflation, November 1923. An ein anderes Ereignis erinnere ich mich aber, obwohl ich nur wenig mehr als zwei Jahre alt war: Mein Vater kam am Nachmittag mit seinem alten Soldatenrucksack nach Hause und der Rucksack war voller Geldscheine. Dass man für solche Scheine etwas kaufen konnte, war mir wohl schon klar, und so dachte ich eben, dass meine Eltern nun die ganze Welt kaufen werden. Ich musste bei der Nachbarin auf sie warten, und als sie nach einiger Zeit wieder kamen, schüttete mein Vater schimpfend nur, eine Ladung Kartoffeln, einige Tüten und etliche Päckchen auf den Tisch. Meine Mutter weinte. Das ist wohl der Grund, warum ich die Szene bis heute nicht vergessen habe. Die vom Krieg überanstrengte Industrie und die Reparationszahlungen nach dem Versailler Vertrag hatten die Wirtschaft in Deutschland zum Zusammenbruch gebracht. Das Geld hatte jeden Wert verloren, statt in Mark und Pfennigen rechnete man in Millionen - eine absurde Situation, ohne Hoffnung und ausweglos erscheinend. In sie hinein übrigens unternahm mit teuflischem Gespür Hitler seinen revolutionären Marsch zur Feldherrnhalle, neunten November 1923. Erst im Herbst 1923 spürten auch die Siegermächte, dass der Ausfall der einstigen Wirtschaftsgroßmacht Deutschland weltweite Folgen hatte. Erst dann begann man zu verhandeln, was Ende November den harten Abwertungsschnitt zur Rentenmark ermöglichte. Zwar hatte schon bei den Verhandlungen 1919 und 1920 der Chefberater der englischen Regierung, John M. Keynes, davor gewarnt, dass die überzogenen Repressalien gegen Deutschland weltweit die Wirtschaft irritieren würden, aber er fand kein Gehör und trat zurück. Er war einer der wenigen Wirtschaftstheoretiker, die sich schon damals nicht als "National"Ökonomen verstanden, sondern weltweit dachten. Über ihn will ich berichten, denn er, der zunächst zu wenig, dann aber zu viel gehört wurde, spielte unverschuldet eine Rolle, die bis heute fortwirkt. Er galt in den dreißiger Jahren als einer der höchst geachteten Wirtschaftstheoretiker. Der Kern seiner Lehre, die "antizyklische Wirtschaftspolitik" sprach vor allem die öffentlichen Hände an, von denen er verlangte, sie sollten in Zeiten des konjunkturellen Aufschwungs sparen, damit sie in Krisenzeiten durch öffentliche Aufträge verhindern könnten, dass die breite Masse arbeits- und einkommenslos würde und somit als Konsumenten ausfiel. Diese Theorie wurde erst viel später, Jahre nach seinem Tod (1946), zu einer Art Heilslehre, sie gefiel vor allem den Linken der 68er Generation, weil erstmals eine Wirtschaftstheorie die Arbeitsleistung nicht als beliebig

wegstellbare Ware behandelte. In diesen Jahren des fortwährenden Aufschwunges (man diskutierte z.B., ob man die noch verbliebenen 300 000 Arbeitslosen als "nicht vermittelbar" tolerieren müsse) war die Furcht, dass solch großzügiges Geldausgeben des Staates in eine ungebremste Inflation umschlagen könnte, sehr gering, obwohl es eine Gegenmeinung gab, den "Monetarismus", der die Wirtschaft über die umlaufende Geldmenge, z.B. durch variable Zinssätze steuern wollte. Ich höre noch Helmut Schmidt, wie er im Wahlkampf 1972 auf dem Marienplatz stolz verkündete: "Wir haben 12 Milliarden gespart, und wenn wir Probleme erkennen, gehen wir in den Keller und holen uns Geld für öffentliche Investitionen." Bald darauf zeigte die von den OPEC-Scheichs losgetretene Ölkrise, dass das Zeitalter der globalen Wirtschaft begonnen hatte. Helmut Schmidt verstand rasch, dass man nicht ein zweites Mal in den Keller gehen konnte, wenn der Tresor nach der ersten Entleerung noch nicht wieder aufgefüllt werden konnte. Jener Ex-Jusovorsitzende, der als begnadeter Populist sich erst zum Parteivorsitzenden emporschwätzte, dann auch noch das Amt des Bundesfinanzministers beanspruchte und, immer noch stur auf Keynes fixiert, eine Ausweitung der Geldmenge durchsetzen wollte, obwohl das der jüngsten Abmachungen der Europäischen Union zuwider lief, und schließlich, als die Theorien im Regierungsalltag nicht funktionierten, einfach davon lief er hat das bis heute nicht verstehen wollen.

Die Globalisierung der Wirtschaft hat Keynes überholt. Aber keine von der OPEC gemachte Verteuerung des Rohöls löst mehr eine inflationäre Weltkrise aus. Die Wirtschaftswissenschaft hat inzwischen so viele Strategien vorgeschlagen und die Weltpolitik hat sie zur Kenntnis genommen und - bei aller sonstigen Uneinigkeit - organisatorische Grundlagen geschaffen, die in der Lage sind, eine totale Wertvernichtung durch Inflation zu verhindern. Die Absprache im Euro-Bereich, die jährliche Neuverschuldung auf drei Prozent zu limitieren, funktioniert. Das ist ein kleiner Fisch in der Weltfinanz, aber für mich, dessen Vater drei Jahre vor meiner Geburt aus einem Krieg gegen Frankreich heimgekehrt ist, der ich in der Schule gelehrt bekam, dass Frankreich unser "Erbfeind" sei, der ich 1939 wieder gegen Frankreich in den Krieg geschickt wurde, dem im Gefangenenlager von den Bewachern eröffnet wurde, ich sei mitschuldig an der Ermordung von sechs Millionen Juden und ich gehöre wie mein ganzes Volk zum Abschäum der Menschheit, für mich ist das wirtschaftliche Funktionieren im Euroland und das Regiment der Europäischen Union nach wie vor ein Wunder. Verunsicherung entsteht heute eher durch das anonyme Kapital, das fast nach Belieben über den Globus verschoben werden kann, von vordem unbekanntem Fonds gebündelt und auf nichts anderes achtend als auf die Rendite der Investoren. Um die arbeitslos Gewordenen kümmert sich dann die Allgemeinheit. Eduard Bernstein sprach vor 85 Jahren von "...Hochfinanz Industrie vor den Karren spannen" Nur - wie geht das? Wie hält man dabei die Zügel in der Hand? Wie viel Futter verlangt das Zugtier Hochfinanz, damit es willens ist, den Karren zu ziehen?

5. Radio München

Eines Abends brachte mein Vater ein Radio mit, ein Holzbrettchen, auf dem so etwas wie ein offenes Vogelnest montiert war, dann etwas, das aussah wie eine flache Zündholzschachtel und in einem Glasröhrchen ein glitzernder Stein. Ein Detektorradio bestand eben nur aus Spule, Kondensator und einem Quarzsteinchen mit Suchernadel und natürlich dem Kopfhörer. Schon am Vorabend hatte mein Vater mit Hilfe des Hausmeisters quer über den Hof eine 20 Meter lange Kupferlitze gespannt. Er steckte die zwei Bananenstecker des Kopfhörers' in metallumrandete Löcher, setzte sich bedeutungsvoll den Kopfhörer auf die Ohren, drehte eine Zeit lang an dem Rädchen mit dem Stein und sagte dann: "Aha, tatsächlich! Der Firnholzer!" Der Herr Firnholzer war ein guter Bekannter meines Vaters und er war der Nachrichtensprecher beim Radio München. So begann das elektronische Zeitalter im Hause Brunner. Die Auswirkungen auf die Familie waren den heutigen völlig gleich: Ende des familiären Gesprächs! Mein Vater, ein begeisterter Musiker, saß stundenlang in seiner Ecke und lauschte, wegen des Kopfhörers nicht ansprechbar, auf seine Musik, manchmal dirigierte er entschlossen etwas mit, was wir nicht hören konnten oder er schimpfte vor sich hin "viel zu langsam" oder er lobte "fantastisch, dieser Schlusnus", das war sein Lieblingstenor. Alle Musik kam ja live, außer den Drei-Minuten-Schallplatten gab es keine Tonkonserven. Die Nachrichten hießen "Pressemel-

dungen", was besagte, dass der Herr Firnholzer am Abend verlas, was schon am Morgen in der Zeitung stand. Nachrichtenübermittlung bestand aus dem Telefon mit dem Fräulein von Amt, den Telegraphen per Morsezeichen und aus Boten oder Reportern, die atemlos berichteten, dass auf dem Bahnhofplatz ein Lastwagen eine Trambahn gerammt habe oder dass im Landtag die Meinungen aufeinander geprallt waren; das war dann "aktuell", man fand es erst am nächsten Morgen in der Zeitung. Einmal, 1931, gab es sogar eine Livesendung: der Glaspalast brannte, eine Gemäldegalerie gegenüber vom Justizpalast, da konnte man die Rauchsäule von Funkhaus aus sehen. Später gab es einen zweiten Kopfhörer, was mich gewissermaßen isolierte. Um mein Gequengele zu beenden, zog dann meine brave Mutter eine Hörmuschel ab und wir hielten, Kopf an Kopf, jeder seinen Hörer ans Ohr. Besonders wichtig war der Familie ein Englisch-Unterricht, den ich als Fünfjähriger unbedingt mitmachen wollte. Nicht ohne Erfolg: ein Kinderlied, das man dabei lernte, weiß ich noch heute. Ich erinnere mich an eine Vortragsreihe des Theaterprofessors Arthur Kutschner, er berichtete von einer Reise in die damals völlig abgeschottete Sowjetunion, besonders zum Bolschoi-Theater. Ich verstand natürlich nichts davon und empfand Kutschners trompetige Stimme nicht als angenehm, was ich 20 Jahre später, als ich bei ihm Vorlesungen hörte, leider bestätigt fand.

Der Detektor samt Antenne zog mit um, als meine Eltern 1926 nach Sendung wechselten - mein Vater war inzwischen an der Riedlerschule tätig. Der Sprung in die elektronische Neuzeit erfolgte erst, als mein Vater einen "Volksempfänger" nach Hause brachte, Hitlers "Geschenk an das deutsche Volk". Viele Leute um uns herum hatten schon einen, nun also gehörten wir auch dazu: Radio mit Lautsprecher. Der Einstand ist mir unvergesslich: Ich lag grippekrank im Bett, als plötzlich überlaut aus dem Wohnzimmer Musik losbrach, moderne Musik, wie ich sie noch nie gehört hatte. Mein Vater kam ins Zimmer und rief in den Lärm hinein: "Hör gut zu, das ist Strawinskij, das wirst du so bald nicht wieder hören." Es war *Sacre du Printemps*, ich empfand es, wohl besonders wegen meines fiebrigen Zustandes, als wahnsinnig aufregend. Tags darauf begegnete mein Vater im Treppenhaus seinem Kollegen B., Oberlehrer an der Gotzingerschule und Altparteigenosse, der sich gern in SS-Uniform zeigte und bald darauf Stadtschulrat von München wurde. Er fragte meinen Vater: "Sie haben jetzt wohl auch einen Volksempfänger? Und Sie benutzen ihn, um entartete Musik zu hören?" Mein Vater ereiferte sich, ihm von Kollege zu Kollege zu erklären, dass das beanstandete Musikstück auf Motiven russischer Volkskunst basiere und Strawinskij ein fortschrittlicher, antibürgerlicher Typ sei, der mit den Kommunisten nichts zu tun haben wollte. Damit kam er aber übel an. Undeutsch sei das, zersetzend, nicht arisch auf jeden Fall, "und das im Haus eines Erziehers der deutschen Jugend!!!" Im Übrigen werde er dafür sorgen, dass beim Sender München auch die Musik betreffend der neue Geist einkehre. Der verantwortliche Programmchef wurde tatsächlich entlassen, und was Strawinskij betraf, sollte mein Vater Recht behalten, ich hörte ihn nicht wieder, bis - wie der Zufall so spielt - drei Tage nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft, am 10. Oktober 1945. Es war das erste Konzert nach Kriegsende in München, im Prinzregententheater, dem einzigen nicht zerstörten Saal. Mein Vater hatte Karten bekommen, von meiner Heimkehr nichts ahnend eine mehr als benötigt. Es war ein reines Strawinskij-Konzert und es begann mit *Sacre du Printemps*. Zu Hause krächte immer noch der Volksempfänger, die Zeit des Reichssenders München war vorbei, jetzt diente das Programm in der Hauptsache der Unterhaltung der amerikanischen Soldaten, wodurch wir Zurückgebliebenen rasch lernten, was in der Welt der leichten Muse zwölf Jahre lang an uns vorbei gegangen war.

Von damals aus gesehen ist kaum aufzuzählen, was sich alles geändert hat. Die Transistor-technologie hat nicht nur die Technik gewandelt, die neue Technik wirkt zutiefst auch in unser Alltagsleben ein. Für den politisch interessierten Bürger fällt in erster Linie die Überfülle an Nachrichten, relevanten Informationen und Kommentaren ins Gewicht. Bei den öffentlich-rechtlichen Sendern sorgen die Rundfunkräte in der Regel einigermaßen für politische Ausgewogenheit, die vielen anderen aber, die sich privat finanzieren, sind zwangsläufig auf Sensationen aus, die Sehbeteiligung bestimmt das Programm und die Qualität der Nachrichten. Es herrscht das Schlagwort und damit die Vereinfachung und Verfälschung des Problems. Das ergibt eine unvollständige, wenig informative Berichterstattung. Nachrichten zur Politik sind eher lästige Unterbrechungen eines reißerischen Programmangebotes. In Spielfilmen aus der

Massenproduktion von Hollywood werden Konflikte in aller Regel mit dem Schießseisen oder mindestens mit den Fäusten gelöst. Für eine politische Partei, die rational argumentieren will, ist das keine günstige Bühne. Die Journalisten sagen dann mit einer gewissen Häme, der Bürger sei politikverdrossen und lenken davon ab, dass Demokratie den Diskurs braucht, auch den Streit, wenn er denn das Problem im Auge behält. Und dass sie selbst es sind, die den Bürger daran gewöhnen, abzuschalten (das Programm zu wechseln), wenn Nachdenken und Aufmerksamkeit gefordert wird. Auf der Ebene von Bild-Zeitung und Schmuddelsender eine politisch anspruchsvolle Argumentation zu führen, die mehrere Sätze und nicht nur eine Großbuchstabile Schlagzeile braucht, ist nicht möglich. Wie aber kommt man an Benachteiligte, Desinteressierte heran, um ihnen zu sagen, dass es nicht die Scharfmacher von ganz links oder ganz rechts oder die Schlagzeilendrucker sind, die sich um ihr Schicksal kümmern, sondern jene, die das unpopuläre und unbequeme Wagnis einer Koalition eingehen? Besteht künftig Politik in der Kunst, gute Argumente auf drei Wörter zu reduzieren? Oder muss man Politik machen, die auf drei Wörter reduziert werden kann, also Populismus, der zur Bild-Zeitung passt?

6. Die Genossenschaft

Im Herbst 1926 zog die Familie wie gesagt nach Sendung um, in die Fuggerstraße 2, Ecke Martin-Behaim-Straße. Das Eckhaus lag mit beiden Flügeln frei an einem vormaligen Park, der zum Lagerplatz verkommen war. Es gehörte der Pschorr-Brauerei und hatte folglich unten eine geräumige Gastwirtschaft. Nach hinten standen noch einige hohe Buchen, zwischen deren Baumspitzen zu meiner Freude der Kirchturm von Pasing zu sehen war. Nach vorne, jenseits der Straße, verläuft heute noch die Eisenbahn nach Wolfratshausen. Das war für mich in den ersten Monaten natürlich die große Attraktion; ich rannte ans Fenster, sobald an den drei Bahnübergängen die Schranken zu bimmeln begannen. Das geschah nicht sehr oft, drei oder vier Züge am Tag in jeder Richtung, manchmal ein Güterzug, die Lokomotiven rauchten gewaltig; bei Ostwind mussten die Fenster geschlossen bleiben. Wenn ein Zug vorbei rumpelte, lief durch das Haus ein leichtes Zittern, das mich anfänglich erschreckte. Das Haus an der gegenüber liegenden Straßenecke, ebenfalls also ein Eckhaus, stieß mit beiden Flügeln an Häuser in der Martin-Behaim-Straße bzw. der Fuggerstraße. Diese gehörten (und gehören noch) zu einem Wohnblock, den man einfach "die Genossenschaft" nannte. Die Genossenschaft wurde zu einem prägenden Faktor meiner Jugend, und zwar in mehrfacher Hinsicht und obwohl unser Haus nicht dazu gehörte. Es gab dort sehr viele Kinder, Buben, Spielkameraden, wie ich es noch nicht erlebt hatte. Als nach meiner offenbar schwierigen Geburt feststand, dass ich ein Einzelkind bleiben werde, befand mein Vater als fortschrittlicher Pädagoge, dass ich dann eben meine Erfahrungen im Umgang mit anderen Kindern auf der Straße machen sollte. Wiesen fürs Fußballspielen waren nach Westen hin, in Richtung Laim unbegrenzt vorhanden, und so wurde aus mir rasch ein richtiger Gassenbub. Einen Fehler hatte die neue Gesellschaft jedoch: Die neuen Spielgefährten waren alle etwa zwei Jahre älter als ich. Heute scheint mir, dass ihre Väter, 1918 aus dem Krieg heimgekehrt, nichts Eiligeres zu tun hatten, als einen Sohn zu zeugen. Natürlich gab es auch ebenso viele Mädchen, die spielten aber in meiner auf Fußball bezogenen Wahrnehmung keine Rolle. So war ich also immer der Letzte bei der Wahl der Mannschaften, (Fußballspielen konnte ich ja auch noch nicht) und ich hatte alle niederen Dienste zu leisten wie verschossene Bälle zu holen und Stecken für die Tormarkierung zu suchen. Als Spieler wurde mir schnell klar, dass ich nicht versuchen durfte zu drippeln oder zu trixeln, sondern immer sofort abspielen, vor allem aber das Toreschießen anderen überlassen sollte. Das änderte sich erst etwa zehn Jahre später, als sich zeigte, dass ich, obwohl immer noch der Jüngste, ausdauernder und schneller laufen konnte als die anderen und deshalb als Mittelfeldspieler besonders in der zweiten Halbzeit zu einiger Beachtung kam. Da war es schon einige Jahre her, dass ein findiger Trainer des benachbarten Fußballklubs BSC den ganzen Haufen für seinen Verein eingefangen hatte und aus unserer Bubenschar die Jugend des BSC geworden war. So spielten wir weiß-lila betress auf dem gepflegten Rasen und nicht mehr auf den Stoppelwiesen wie in der Kinderzeit. Der Verein gehörte ursprünglich der Arbeitersportbewegung an, die eine eigene Liga darstellte und mit den "Bürgerlichen" keinen Kontakt hatte. Unter Hitler wurden dann alle Vereine einverleibt zu einheitlichen Spielgrup-

pen, aber die Mitgliedschaft hatte sich nicht geändert, ich denke, dass viele von ihnen die Hitlerzeit überlebten, ohne ein einziges Mal Heil Hitler zu sagen. Ob sie auch konsequent genug waren, entsprechend zu wählen, weiß ich nicht. Von den Spielkameraden war der Schwarz Rudi mein eigentlicher Freund. Er war zwar zwei Jahre älter als ich, aber ein ruhiger, abwartender Typ, bei dem ich nie das Gefühl haben musste, der geduldete Kleinere zu sein. Wir steckten, wann es immer ging, zusammen. Seine Mutter hatte nach dem Umzug bei uns geholfen und zwischen den beiden Müttern war bald eine freundschaftliche Beziehung entstanden. Der Rudi hatte noch einen älteren Bruder, der Elektriker wurde, und eine mit mir gleich alte Schwester. Der Herr Schwarz war Schlosser bei der Straßenbahn und arbeitete mehr in Nachtschichten als tagsüber. Dann gab es noch die Großmutter, die mir viel gebrechlicher erschien als meine eigene. So erlebte ich, als Einzelkind das ganz normale Leben einer größeren Familie. Ich machte davon eifrig Gebrauch und war fast genau so in der Familie Schwarz zu Hause wie bei meinen Eltern. Die Freundschaft mit dem Rudi war bis zum Kriegsbeginn lebendig, er hatte als Fliesenleger und Ofensetzer gerade ausgelernt, ich ging aufs Abitur zu, als wir 1939 fast am selben Tag eingezogen wurden. Wir haben uns nicht wieder gesehen, der Rudi ist seit Stalingrad 1943 vermisst. Schon 1933 war der Peppi, der ältere Sohn, verunglückt; er war beim Montieren einer Lampe von der Leiter gefallen und ein Schraubenzieher, den er in seiner Hosentasche hatte, durchbohrte ihm die Leber, er verblutete. Später sagte die Frau Schwarz von ihrem Mann, der Tod vom Peppi habe ihn verändert, die Todesnachricht vom Rudi habe ihm das Herz gebrochen; er verstarb bald danach während seiner Nachtschicht. Die Frau Schwarz wurde über 90 Jahre alt und wartete, so meinte sie lächelnd, von der Tochter umsorgt, bescheiden auf ihr Ende. Die Tochter, "das" Marille, eine gestandene, gescheite Frau, fand in ihrer Generation, von der jeder zweite Mann umgekommen war, keinen Ehemann und erwarb sich als Leiterin der Kinderkrippe in Sendling hohe Anerkennung, mit ihr aber starb die Familie Schwarz aus. Von ihr zu erzählen liegt mir am Herzen, sie ist ein Teil meiner Lebenserfahrung. Eine eben so gewichtige Erfahrung war mir schon in der Kindheit, was es heißt, zur Genossenschaft zu gehören. Ich war zwar rasch im Kreis der Spielgefährten akzeptiert, aber zur Genossenschaft gehörte ich eben nicht. So erlebte ich dieses Gefühl doppelt, wie im Spiegelbild. Zunächst gab es nur drei Häuser, zwei in der Martin-Behaim-Straße und eines in der Fuggerstraße. Aber die Anlage wuchs Jahr für Jahr, die ganze Fuggerstraße entlang und dann auch noch um die Ecke herum in die Hansastrasse, die nur aus einem kurzen Stück unbefestigter Sackstraße bestand. Die Genossenschaftsmitglieder waren - und sind heute noch - Mieter ihrer Wohnung und gleichzeitig Miteigentümer der ganzen Anlage. Ich hatte als Bub immer den Eindruck, dass den Mitgliedern ein gewisser Stolz zu eigen war auf ihre Genossenschaft und jedem einzelnen am pfleglichen Umgang mit dem gesamten Bestand gelegen war. Erst kürzlich habe ich erfahren, dass dieses an die Mitgliedschaft gebundene Verantwortungsgefühl im großen und ganzen auch heute noch lebendig ist. Ehrensache war es damals auch, im Konsumverein einzukaufen. Es gab zwar neben dem Milchladen der Frau Höflinger und der Metzgerei auch einen Kramerladen, aber eingefleischte Genossenschaftler waren bei ihm nur Kunden für Kleinigkeiten, die großen Familieneinkäufe tätigte man, mit dem Mitgliedsbüchle in der Hand, im Konsumverein an der Plinganser Straße.

Dieses wohnungswirtschaftliche System von genossenschaftlichen Eigentumsverbänden funktioniert in seiner alten Struktur immer noch, wohl weil es für den einzelnen erkennbar ist. Ein anderes Modell, das unseren politischen Zielen ebenfalls nahe war, die "Neue Heimat", ist blamabel gescheitert. Nicht dass ein Fehler in der Konstruktion vorgelegen hätte: Mit den Geldern, die die Gewerkschaftsmitglieder als Streikkasse zurückgelegt hatten, wurden Wohnungen gebaut, deren Mieten unter den Marktpreisen lagen und die auf dem Wohnungsmarkt ein leichtes Überangebot verursachten. So sollte verhindert werden, dass mit Wohnungen und Mieten wie mit Waren auf dem freien Markt gehandelt wurde. Die Neue Heimat scheiterte an Selbstbedienung der Führungsebene, an kriminellen Machenschaften, an Selbstüberschätzung - und an mangelnder Aufsicht. Ich vergesse nicht mein Entsetzen, als ich die Namensliste der Aufsichtsratsmitglieder der Neuen Heimat zu lesen bekam: alles was Rang und Namen hatte in Partei und Gewerkschaften - und gerade deshalb weder Zeit noch Fachkenntnisse, um das zu tun, was diesem Gremium seinen Namen gab: Aufsicht führen, das heißt auch: Bilanzen lesen. Die Neue Heimat Bayern war wirtschaftlich gesund, sie musste verkauft werden,

um anderswo entstandene Finanzlöcher zu stopfen. Vieles aus dem Baubestand ist heute auf dem Immobilienmarkt Spekulationsware. Der Coop als Nachfolger des Konsumvereins hat mehrfach den Besitzer gewechselt, jeder Weiterverkauf erfolgte wohl mit Gewinn. Was da vor mehr als 30 Jahren passierte, ist peinlich genug, man muß es nicht aufwärmen. Aber man sollte sich daran erinnern, wenn mit der Privatisierungsmode neue Räte und Vorstände eingerichtet werden. Auch unter dem Mantel der Kollegialität muß Aufsicht sein.

7. Die Neubauten

Wie die Genossenschaft ihren Bestand so zielstrebig auszuweiten vermochte, weiß ich nicht. Aber wir haben in unserem Kreis Freunde, die noch mit diesem System zu tun hatten oder haben, bei ihnen gäbe es sicherlich Nützliches zu erfahren. Jedenfalls war meine Kindheit überall die Jahre hinweg auch davon beeindruckt, dass ich zuschauen konnte, wie gebaut wird. Wir Buben kannten uns gut aus mit allem, was da zu tun war und wer was arbeitete und wer wem was anschaffen durfte. Es gab immer wieder Neues zu bestaunen. In den ersten Jahren wurde der Keller noch in Handarbeit ausgeschachtet, Schaufel für Schaufel über drei je einen Meter hohe Terrassen nach oben geworfen, abgefahren wurde der Kies mit Pferdefuhrwerken, aber es tauchten doch immer öfter Lastwagen auf und jedes Mal musste der Polier uns von unseren Zuschauerplätzen am Straßenrand wegscheuchen, damit wir nicht überfahren wurden. Denn wie Lastwagen rangierten und sich durch den Dreck wühlten, das war ungewohnt - neu, alles neu! Eines Tages kam der erste Bagger, er fuhr auf Eisenrädern wie eine Lokomotive, seine Gleise brachte er in Form von zwei fest montierten zehn Meter langen Schienen selbst mit, er trug sie mit eigener Kraft nach vorne, wenn er auf den zusammen geschraubten Teilen voran gefahren war. Es dauerte den ganzen Tag, ehe er über das Bahngleis kam und in die Fuggerstraße einbog. In der Nacht glühte das Feuer unter dem Dampfkessel. Am nächsten Nachmittage nach der Schule sahen wir ihn dann in voller Aktion, und da war der Aushub für den halben Keller schon getan. Dafür hatten vorher 20 Arbeiter eine Woche lang zu schaufeln. Später kam einmal ein Bagger mit Raupenketten an, der war mit dem Kelleraushub für die beiden Eckhäuser hinten in zwei Tagen fertig. Von den zuvor tätigen Schaufelern waren nur noch zwei da, die mussten die Feinarbeit machen, ein paar andere trugen nun die Ziegel und Mörtelbehälter über das Gerüst zu den Mauern. Das war vordem die Arbeit von Frauen gewesen, den "Ziegelweibern". Aber auch diese Arbeit wurde eines Tages durch einen Aufzug mit Elektromotor ersetzt. Zu meinen frühen Erinnerungen gehört das Bild, dass am Morgen viele Dutzend Arbeiter wie die Ameisen zu den verschiedenen Arbeitsplätzen auseinander strebten, später war alles viel weniger interessant, weil an der Straße nur noch ein paar Helfer am Aufzug und die Mörtelrührer zu beobachten waren. Heute weiß ich, dass ich ein Lehrstück über die Entstehung von Massenarbeitslosigkeit erlebt hatte. "Ausgestellt" zu werden war ein üblicher Vorgang, wenn eine Maschine Menschenarbeit übernahm. Je einfacher die Arbeit, umso öfter wurde sie von der Maschine erledigt. Als kleiner Bub dachte ich bei dem Wort "ausgestellt" eher an eine Ausstellung wie im Schaufenster, wo der Arbeiter auf den nächsten Auftrag warten konnte. In Wirklichkeit waren Millionen, die nichts anderes konnten, als mit Pickel und Schaufel umzugehen, einfach weggestellt, überflüssig. Einen Mitschüler von mir fragte der Lehrer in der zweiten Klasse nach dem Beruf seines Vaters. "Arbeitslos" antwortete er, er blieb auch bei Nachfrage dabei, dass dies der Beruf seines Vaters sei - arbeitslos. Er hatte anderes seit er denken konnte noch nicht erlebt, als dass der Vater morgens zu Hause war und nachmittags zum Gollierplatz ging, wo er auf Hunderte seinesgleichen traf, zum Kartenspielen. Das war der Boden für Hitlers böse Saat. Im Winter stand der Bau Monate lang verlassen. Es gehörte zum Beruf des Bauarbeiters, im Winter arbeitslos zu sein und stempeln zu gehen. Auf der verlassenen Fuggerstraße, von der nur ein Feldweg über weite Wiesen nach Laim hinaus führte, bildete der gefrorene, fest getrampelte Schnee eine geeignete Unterlage für unsere stumpfen Schlittschuhe, und das waren dann unsere Eishockeywochen. Jeder hatte irgend einen alten Hackelstecken aufgetrieben, der mit Tuchfetzen oder einer alten Radlbereifung und viel Isolierband umwickelt und in eine Form gebracht wurde, dass man damit einen Tennisball herum treiben konnte. Von damals aus betrachtet weiß ich heute nur zu sagen, dass die Arbeitslosigkeit immer noch (oder wieder) unser drückendstes Problem ist. Wo einst die voranschreitende Mechanisierung einfache Handarbeit ersetzte oder Arbeit vereinfachte (das Fließ-

band!), - wobei man ja zugleich auch dankbar sein konnte, dass Menschen harte, entwürdigende Fron erspart wurde - sind es heute die Computer und ihre Vernetzung im Internet, die millionenfach Arbeitsstunden überflüssig machen. Sie regeln und lenken Maschinen so wirkungsvoll, dass die Bedienung dieser Anlagen auch Menschen anvertraut werden kann, die dafür keine Ausbildung, sondern nur eine kurze Anleitung brauchen und darum billig arbeiten in Polen, oder in Bangladesch. Und wenn die Computer ihr Pensum geschafft haben, kann man sie einfach abschalten', anders als die arbeitenden Menschen. Wohl helfen bei uns viele verschiedene Maßnahmen den "Ausgestellten", ihr Los erträglicher zu machen. Da war Jahrzehnte langes Bemühen der SPD nicht vergeblich. Aber ein System, das die weniger werdenden Arbeitsplätze sinnvoll und gerecht verteilt, ist nicht in Sicht. Das Problem wird weiterhin immer neue Anstrengungen erfordern.

8. Die Frau vom Xare

Einmal, an einem Samstag Mittag, als wir von der Schule heimkamen, war großer Auflauf an der Baustelle. Sie streiken, sagte man uns. Die Bauarbeiter machten böse Gesichter und wenn sie sich etwas zuriefen, fuchtelten sie mit den Fäusten in der Luft herum und manchmal glaubte ich das Wort "Tarif" zu hören. Ich konnte nichts anfangen damit, das Wort kannte ich nämlich nur vom Trambahnfahren, da hatte auf der Fahrt nach Pasing der Schaffner am Willibaldplatz "Tarifgrenze" ausgerufen und dann von jedem Fahrgast ein Zehnerl kassiert, das gehörte dann der Stadt Pasing. Was aber hatte die Baustelle mit dem Willibaldplatz zu tun? Aus zwei Schrägen und ein paar Brettern wurde rasch eine Art Podium gebaut und ein Mann, der nicht zum Bau gehörte und eine rote Krawatte trug, redete laut und heftig. Auch bei ihm kam das Wort Tarif vor. Die Arbeiter schauten den Redner bewundernd an, nickten energisch und klatschten. Auch der Genossenschaftsvorstand, der in seiner Eisenbahneruniform unter ihnen stand, klatschte heftig. Danach gingen alle weg, obwohl es noch nicht zwei Uhr war. Und von dem Tag an war immer am Samstag um 12 Uhr Feierabend. "Bin ich froh", sagte meine Mutter, "dann hört hoffentlich diese Sauferei am Samstag Nachmittag auf."

Eine Gruppe von jüngeren Hilfsarbeitern hatte es sich nämlich zur Gewohnheit gemacht, am Samstag Nachmittag mit der Lohntüte in der Tasche sich beim Wirt zu versammeln und zu saufen. Mit ihnen lief auch der Xare. Obwohl er schon älter war als die anderen, stand er in der Rangordnung der Baustelle ganz unten. Man sah ihm an, dass er nicht zu den Schlauesten gehörte. Wenn die Jungen mit ihm ihren oft genug bössartigen Schabernack trieben, grinste er gutmütig und dankbar, dass er überhaupt zur Kenntnis genommen wurde. An jenen Samstagen spendierten sie ihm zuerst zwei Mass Bier und wenn er dann halb besoffen vor sich hin lachte, frotzelten sie ihn so lange, ob er denn heute nicht die Spendierhosen an habe, bis er trotzig eine Runde für alle am Tisch bestellte, und dann noch eine zweite. Danach war der Xare arm und unfähig, nach Hause zu radeln. Die jungen Kerle, selbst schon alles andere als nüchtern, gröhlten sich vor Vergnügen schier die Seele aus dem Leib. Wir Buben beobachteten das Theater durch die offenen Fenster und fanden das überaus unterhaltsam. Als aber dieses makabre Spiel in die dritte Woche kam, erschien die Ehefrau vom Xare in der Wirtschaft, zwei Mädchen an der Hand, in Aussehen und Kleidung ein Proletarierweib, wie es von Bert Brecht auf der Bühne nicht besser darzustellen war, und schrie und tobte auf ihren Mann ein, auf den Wirt, auf seine miserable Gesellschaft, so heftig, dass es plötzlich ganz still wurde in der Wirtschaft. Die Frau zog mit einem Griff dem Xare die Lohntüte aus der Brusttasche, knallte dem Wirt das Geld auf den kupferbeschlagenen Schanktisch und zerzte ihren Mann hinaus. Die Kumpane begannen wieder zu gröhlen, wir Buben überboten uns, den betrunken torkelnden Xare nachzumachen, als plötzlich meine Mutter von oben aus dem zweiten Stock meinen Namen rief. Sie war durch den Lärm auf das üble Treiben aufmerksam geworden. Ich musste sofort nach oben kommen, bekam eine kurze, klare Predigt des Inhalts, dass das, was da unten passiert, überhaupt nicht zum Lachen sei, sondern eigentlich müsse man mit der armen Frau weinen. Ich musste wieder hinunter gehen auf die Straße und meinen SpezIn diese Botschaft mitteilen und sagen, sie sollten jetzt nach Hause gehen. Sie hörten nicht auf mich, ich war ja der jüngste von ihnen, nur der Rudi kam mit mir. Im Weggehen sah ich die Frau vom Xare, wie sie, an der einen Hand die zwei Mädchen, mit der anderen das Fahrrad schiebend,

an das sich der torkelnde Xare klammerte, über den Bahnübergang in Richtung Ganghofer Straße davon schlichen. Das Geschehen liegt jetzt fast achtzig Jahre zurück, es verfolgt mich noch immer. Ich weiß ihm nur die Hoffnung entgegenzusetzen, dass so etwas heutzutage sich nicht mehr ereignen könne - nicht deshalb, weil am Samstag auf dem Bau nicht mehr gearbeitet wird, oder weil kaum mehr jemand seinen Wochenlohn in bar nach Hause oder zum Wirt trägt, sondern weil heute vielleicht die Fähigkeit, richtiges Handeln vom falschen zu unterscheiden, weiter verbreitet ist als damals. Vielleicht hätte jemand den Mut, in einer solchen Situation sich einzumischen. Wenn das so wäre - manchmal liest man ja solches - dürfen wir uns dafür einen Anteil zurechnen, dass es in unserer Gesellschaft mehr Mitverantwortung gibt als seinerzeit, mehr Menschlichkeit, mehr Solidarität? Ich meine, wir dürfen stolz sein auf unsere SPD, die sich seit mehr als hundert Jahren dafür abmüht in mächtigen politischen Anstrengungen, aber auch in vielen kleinen Schritten - über die man manchmal das Ziel aus den Augen verlieren kann. Es ist oft genug ein unbequemer Weg mit Stolpersteinen und Gegenwind. Wer seine Ansichten lieber am Stammtisch offenbart, wird ihn nicht mitgehen. Ich fühle mich wohl in dieser nimmermüden Gesellschaft und freue mich über den ungebrochenen Zusammenhalt. Ihn sprechen wir ja schon in unserem offiziellen SPD-Gruß an, ich freue mich stets - wie zu Anfang gesagt - über das Wort und also

wünsche ich uns allen unsere stete Freundschaft.

*Referat von Adalbert Brunner
vorgetragen vor dem Ortsverein Pasing der SPD
am 23. September 2006
anlässlich seiner Einladung zum 85. Geburtstag*